

6 Ansprachen anlässlich der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille am 19. Oktober 1980 im Rathaus zu Freiburg i. Br.

Von den anlässlich der Verleihung gehaltenen Ansprachen¹ folgen im Wortlaut die von Dr. E. L. Ehrlich gehaltene Laudatio und ein Grusswort von Generalvikar Dr. Robert Schlund.

I Dr. Ernst L. Ehrlich: Laudatio

Wir ehren heute eine Frau, deren Lebenswerk einer weiten Öffentlichkeit, weit über Freiburg im Breisgau hinaus, vorgestellt werden muss. In den vergangenen 35 Jahren hatte sich die Welt vielfach mit Menschen zu befassen, die während der Zeit des NS-Regimes in der einen oder anderen Weise schuldig geworden oder gescheitert waren, als vor sie die Aufgabe trat, human zu sein. Opportunismus und Gleichgültigkeit bestimmten in jenen Jahren die Haltung, die allzu viele gegenüber Verfolgten an den Tag legten, besonders auch gegenüber den Juden. Viele nahmen Handlungen hin, die niemals hätten geduldet werden dürfen, oder um es mit einem Satz Alfred Kerrs zu sagen: »Der Täter ist der schlimmste nicht; der, der alles verschuldet hat, ist der, der alles geduldet hat.« Aus diesem Teufelskreis von Feindschaft, Egoismus, Raffgier und vor allem auch von Feigheit ist zumindest eine Frau ausgebrochen: Dr. Gertrud Luckner, die wir heute hier ehren wollen.

Manchmal ist es für Menschen nicht ohne Bedeutung, wo sie sich kennenlernen: Ich habe Frau Dr. Luckner zuerst, es mag wohl im Jahr 1946 oder 1947 gewesen sein, in Zürich getroffen, als Rabbiner Dr. Leo Baeck, mein Lehrer, sie dorthin eingeladen hatte. Zwischen diesem Treffen und Gertrud Luckners Verhaftung lagen nur drei Jahre: Baeck kam im Januar 1943 nach Theresienstadt, Gertrud Luckner im gleichen Jahr in das Konzentrationslager Ravensbrück. Unendlich viel war in diesen drei Jahren zwischen 1943 und 1946 geschehen, Millionen von Menschen hatte man umgebracht.

Was nun war der Caritas-Angestellten Dr. Gertrud Luckner und dem Rabbiner Dr. Leo Baeck gemeinsam, was verband die beiden, so dass eine der ersten Begegnungen Dr. Baecks in der Schweiz gerade Frau Dr. Luckner galt? Lassen wir zunächst die Gestapo-Akten sprechen. In den Akten der Gestapo, Aussendienststelle Würzburg, findet sich der folgende Vermerk vom 24. Februar 1943: »Von der Stapoleitstelle Düsseldorf werden Ermittlungen über die ledige Dr. Gertrud Luckner, geb. 26. 9. 1900 in Liverpool/England, wohnhaft in Freiburg i. Br., geführt, da sie im Verdacht steht, als Nachrichtenübermittlerin für den deutschen Episkopat tätig zu sein. Sie unterhält persönliche Verbindungen zu einer Reihe von Personen in fast allen grösseren Städten des Reiches. Die Luckner ist weiter verdächtig, an der Verschiebung von Juden im Auftrag der katholischen Kirche behilflich zu sein . . . « (Ende des Zitats). Die Verbrechen bestanden also darin, Kontakte mit katholischen Mitchristen zu pflegen und Juden zu helfen, der ihnen zugeordneten Ermordung zu entgehen. Wenig später wurde Gertrud Luckner im Eisenbahnzug verhaftet, nach Gefängnisaufenthalten in Wuppertal, Düsseldorf und Berlin in das Frauen-KZ Ravensbrück gebracht, wo sie dann 1945, gesundheitlich schwer geschädigt, die Befreiung erlebte.

Wer ist nun diese ungewöhnliche Frau, die der Gestapo so wichtig erschien, dass sie über Gertrud Luckner zahlreiche Beobachtungsprotokolle anfertigte, zuletzt jeden einzelnen Schritt von ihr überwachte, bis sie zuschlug, und sie aus ihrer Tätigkeit für Verfolgte riss?

Gertrud Luckner hatte Volkswirtschaft und Sozialwissenschaften in Frankfurt und Freiburg studiert, dort auch promoviert und war in den Dienst des Deutschen Caritasverbandes getreten. Schon früh wählte sie aus eigenem Antrieb und aus Klarsicht das Arbeitsgebiet der Verfolgtenfürsorge innerhalb der Caritas. Dazu gehörte zunächst der Versuch, verfolgten Menschen eine neue Heimat zu finden.

Als nach Ausbruch des Krieges die Auswanderungsmöglichkeiten für jüdische Menschen schwanden, betreute Gertrud Luckner die Verfolgten in Deutschland, wobei es für sie keinen Unterschied zwischen Juden und Judenchristen gab. Auf diese Feststellung legen wir besonderen Wert, weil damals bei vielen Christen beider Konfessionen, wenn man sich überhaupt der Verfolgten annahm, eher Judenchristen oder Mischehepartner ein gewisses Interesse fanden. Die Aktivitäten der katholischen Kirche auf diesem Gebiet sind gerade von Pater Ludwig Volk in einem Artikel »Episkopat und Kirchenkampf im Zweiten Weltkrieg, Judenverfolgung und Zusammenbruch des NS-Staates« (Stimmen der Zeit, Oktober 1980) geschildert worden. In dieser Studie wird besonders die Tätigkeit von Frau Dr. Margarete Sommer, Leiterin des von Bischof Preysing eingerichteten Berliner Hilfswerkes, gebührend gewürdigt.

Gertrud Luckner ging es auch um die Juden, die weder in Mischehe lebten noch getauft worden waren. Der Erzbischof von Freiburg, Conrad Gröber, gab Frau Dr. Luckner die Mittel, um den gejagten und geächteten Menschen zu helfen, jenen Menschen, für die sich die meisten anderen wenig oder gar nicht interessierten, weil man zu sehr mit sich selbst beschäftigt war. Die Situation, in die sich damals viele Menschen begeben hatten, ist in ungeheurer präziser Weise von der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland 1975 in Würzburg wie folgt beschrieben worden: »Wir sind das Land, dessen jüngste politische Geschichte von dem Versuch verfinstert ist, das jüdische Volk systematisch auszurotten. Und wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus, trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen, aufs Ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal des verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu stark von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren liess und die zu den an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat. Viele sind dabei aus nackter Lebensangst schuldig geworden . . . «¹ So weit der Würzburger Synodentext. Sie werden es bemerkt ha-

¹ Vgl. u. S. 32

¹ S. in: FrRu XXVII/1975, S. 11 (Anm. d. Red. d. FrRu).

ben, dass sich in dieser Erklärung ein indirekter Hinweis auch auf Gertrud Luckner findet: »... trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen...« Gertrud Luckner ist dieses Beispiel gewesen. Sie verschaffte den Untergetauchten Quartiere, gab ihnen Geld, damit sie überleben konnten. In dieser Tätigkeit hielt sie bis zum Januar 1943 engsten Kontakt mit Rabbiner Dr. Leo Baeck, der Präsident der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland war. Auf diese Weise kam sie auch zu den verschiedenen Geschäftsstellen der noch bestehenden jüdischen Gemeinden, bis diese sukzessive von der Gestapo aufgelöst wurden.

Gertrud Luckner verkörperte jenes beispielhafte Verhalten, wie es in der Würzburger Synodenerklärung erwähnt wird: Eine einzelne, scheinbar schwache Frau, in der ungeahnte Kräfte wach wurden. Mit Recht stellt Pater Ludwig Volk in diesem Zusammenhang fest: »In der Tat liegt ein echter und beklagenswerter Unterschied darin, dass den Juden in ihrer Bedrängnis kein zweiter Bischof Galen erstanden ist. Denn Wirkung hatten die kirchlichen Proteste gegen die Euthanasiemorde erst von dem Augenblick an gezeigt, als sie nicht mehr nur intern vorgebracht, sondern in die Öffentlichkeit getragen wurden...«

Gertrud Luckner half, wo sie konnte. Sie tat ähnliches, was im protestantischen Rahmen vom Büro Grüber unternommen wurde; Kontakte bestanden hier zwischen beiden Gruppen. Damals wurde die eigentliche Ökumene geschaffen, als Menschen sich entschlossen, verfolgten Juden zu helfen, und dafür fast alle diese Helfer in die Konzentrationslager kamen.

Gertrud Luckner hat sich selten über ihre Tätigkeit in jenen Jahren schriftlich geäußert. Es gibt aber aus ihrer Feder einen knappen Bericht in dem Buch »Lebenszeichen aus Piaski«, Briefe aus dem Distrikt Lublin 1940–1943, erschienen im Biederstein Verlag, München². Darin schreibt Gertrud Luckner u. a.: »Seit dem Beginn der Deportationen blieb nur noch die Hilfe von Mensch zu Mensch. Ich suchte sie durch eine ununterbrochene Wandertätigkeit im damaligen ›Grossdeutschland‹ zu organisieren... Es war die Zeit der Ökumene, in der sich alle Gutwilligen, ohne Unterschied religiöser und sonstiger Anschauungen, zur Hilfe für Verfolgte zusammenfanden... Da die Verfolgungsmassnahmen von Ort zu Ort verschieden gehandhabt wurden..., erhielt ich mit Hilfe eines mir von Dr. Baeck gegebenen Kennwortes in der jeweiligen jüdischen Gemeinde geeigneten Kontakt und Einsicht in das augenblickliche Geschehen dort.«

In der Gestapoakte der Gestapo Würzburg aus dem Monat Februar 1943 liest sich dieser Vorgang so: »Nach etwa 10 Minuten kam die Luckner wieder aus dem Anwesen... und hat sich eiligen Schrittes in die Domerschulgasse Nr. 19 – jüdische Geschäftsstelle – begeben. In der jüdischen Geschäftsstelle ist die Luckner bis um 17 Uhr 35 – 2 Stunden – verblieben. Während dieser Zeit haben noch weitere Personen... das Anwesen... betreten.«

Selten hat es in unserem Zeitalter einen Menschen gegeben, der sein ganzes Leben der Hilfe, dem Einsatz, dem Engagement für andere Menschen gewidmet hat. Gertrud Luckner ist dieser Mensch. Sie hat dafür mit dem Leiden und der Marter im Konzentrationslager Ravensbrück gezahlt. Sie hatte gewusst, was den Juden im Osten geschah, und sie hatte dieses Wissen verbreitet. Aber die meisten, mit denen sie darüber sprach, wollten das Ausmass dieser Verbrechen gar nicht wissen, um sich nicht moralisch gezwungen zu sehen, ihrerseits zu handeln und sich damit zu gefährden.

Nach ihrer Befreiung hat sie ihre Tätigkeit für die Juden sofort wieder aufgenommen. Auf drei eng miteinander zusammenhängenden Gebieten hat sie fortan gewirkt: Sie ist eine Pionierin für die Beziehungen zum Staat Israel geworden, sie hat gemeinsam mit anderen den »Freiburger Rundbrief«, Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung, begründet, und sie hat schliesslich auch im Sozialen weitergewirkt und hier gerade auch noch in letzter Zeit Bleibendes für arme, sozial unterprivilegierte Menschen geschaffen.

Als eine der ersten Deutschen wurde Gertrud Luckner offiziell in den Staat Israel eingeladen, und sie durfte dann später in der »Allee der Gerechten« ihren Baum pflanzen, eine Allee, welche von dankbaren Juden für jene Menschen angelegt wird, die Verfolgte in dunkelster Zeit nicht im Stich gelassen haben. Gertrud Luckner hat diesen Baum ehrlich verdient, und wenn sie sonst auf äussere Orden und Ehrenzeichen gewiss nur einen recht geminderten Wert legt, die Pflanzung dieses Baumes hat ihr Freude bereitet. Sie gehört zu dem kleinen Kreis von Menschen in Deutschland, welche sofort nach dem Entstehen des Staates Israel im Jahre 1948 dafür sorgten, dass Beziehungen und Kontakte hergestellt wurden. In den ersten Jahren hat sie schliesslich durch zahlreiche Lichtbildervorträge an vielen Orten die ersten Kenntnisse als eine Augenzeugin über dieses Land vermittelt. Dies war zu einer Zeit wichtig, als die Massentouristik nach Israel noch nicht stattgefunden hatte und nur relativ wenige Deutsche sich ein eigenes Bild vom Lande Israel machen konnten.

Manches wurde von Gertrud Luckner in diesen ersten Jahren nach dem Kriege im stillen bewirkt, was später anderen Ruhm und Ansehen brachte. Ihr geht es um die Sache, nicht um ihre Person, und wenn sie ihre Ziele auch mit ungeheurer Zähigkeit verfolgt, so ist ihr doch nichts mehr zuwider, als auf die Pauke zu schlagen, um ihre Person in den Mittelpunkt zu stellen. Derartige Methoden überlässt sie gerne anderen.

Seit 32 Jahren ist sie Mitherausgeberin des »Freiburger Rundbriefes«. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um ein Jahrbuch, in dem jährlich auf etwa 200 Seiten die wichtigsten Ereignisse der christlich-jüdischen Beziehungen im weitesten Sinn dieser Problematik registriert und kommentiert werden. Daneben finden sich in dieser Publikation eine Reihe wertvoller Grundsatzartikel aus der Feder jüdischer und christlicher Gelehrter, schliesslich ein umfassender Besprechungsteil der einschlägigen Literatur. Mit diesem Organ hat Gertrud Luckner nicht nur die wichtigste katholische Zeitschrift auf diesem Gebiete begründet und über Jahrzehnte weitgehend allein betreut, sondern zugleich auch eine Institution, die in den ersten fünfzehn Jahren von dem leider allzufrüh verstorbenen Karl Thieme mitgetragen und mitgestaltet wurde. Karl Thieme war von Beginn an der geistliche Inspirator und unerschöpfliche Anreger, Gertrud Luckner der Motor, der für die beständige Kontinuität des Freiburger Rundbriefes sorgte.

Der Freiburger Rundbrief ist nicht in einem luftleeren Raum entstanden, sondern hatte seinen ganz konkreten Hintergrund. Er ist eine Antwort auf die Frage, warum katholische Menschen sich letztlich doch allzu wenig für das Schicksal ihrer jüdischen Mitbürger interessierten, als diese aus ihrem Lebenskreis vor aller Augen gerissen wurden, um in der Hölle der Vernichtungslager von entmenschten Deutschen ausgerottet zu werden. Christen hatten damals zu wenig menschlichen Kontakt und auch zu wenig wirkliches Wissen um den inneren Zusammenhang von Judentum und Christentum, als dass sie eine wirkliche geistige und menschliche Verbindung mit Juden und Judentum verspürt hätten. Das Verhalten der Institu-

² 1968 und Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1970 (dtv Nr. 654) (Anm. d. Red. d. FrRu).

tionen und der meisten Bürger sowie das Schicksal der Juden dementieren hier jede nachträgliche Apologie. Gertrud Luckner und der Kreis um den Rundbrief haben es schon vor Jahrzehnten als ihre existentielle Pflicht empfunden, was die Würzburger Synode folgendermassen umschreibt: »Wir sehen eine besondere Verpflichtung der deutschen Kirche innerhalb der Gesamtkirche gerade darin, auf ein neues Verhältnis der Christen zum jüdischen Volk und seiner Glaubensgeschichte hinzuwirken.« Hätte es diese Beziehung zwischen Juden und Christen schon früher gegeben, so wäre Auschwitz unmöglich gewesen. Der »Freiburger Rundbrief«, der, das soll hier ausdrücklich dankbar anerkannt werden, ohne Unterstützung des Freiburger Bischöflichen Ordinariats und der Deutschen Bischofskonferenz sowie des Deutschen Caritasverbandes und der Bundeszentrale für politische Bildung seine Kontinuität nicht hätte bewahren können, ist weit mehr als eine interessante Publikation auf einem für Christen mehr oder weniger abseitigen Fachgebiet. Der Rundbrief ist für sehr viele Religionslehrer über Jahrzehnte das einzige Medium, etwas über Juden und Judentum zu erfahren, weil man keine persönliche Beziehung mehr zu jüdischen Menschen hat, da diese nicht mehr oder nur in kleiner Zahl in der näheren Umgebung leben, vollends nicht in kleinen Orten. Längst bevor das Konzil schliesslich den christlich-jüdischen Dialog als erstrebenswert anerkannt hatte, haben im »Freiburger Rundbrief« bereits Juden und Christen miteinander geredet, ohne einen schädlichen Synkretismus zu lehren, aber auch ohne gegenseitige Missionsabsicht, denn der Begriff der »Judenmission« war ja bekanntlich eines der Hindernisse, das erst aus dem Weg geräumt werden musste, ehe Juden und Christen in einen Dialog miteinander eintreten konnten, in dem beide über ihr Eigenes sprechen ohne Bekehrungswut und Prosely-

tenmacherei. Den Juden als Partner zu akzeptieren, fiel anfangs manchen Christen gar nicht so leicht, und der »Freiburger Rundbrief« hat zu der heute fast selbstverständlichen Erkenntnis beigetragen, dem, der anders ist, den ihm gebührenden Respekt zu erweisen und ihn nicht abzuwerten.

Die Arbeit am »Freiburger Rundbrief« hätte für Gertrud Luckner schon eine Lebensleistung dargestellt. Aber sie hat sich damit nicht begnügen können. So hat sie nun noch in den letzten Jahren in Israel ein Altenheim für NS-verfolgte Christen geschaffen; dieses Heim wurde nach Gertrud Luckner benannt. Es bietet 20 Insassen eine Heimat. Alle haben eine gemeinsame Vergangenheit während der Zeit der Vernichtung gehabt. Sie standen lange am Rande der Gesellschaft, weil sie für Juden Christen waren, und den meisten Christen erschienen diese Menschen aus dem gewohnten Rahmen fallend, und daher eher unheimlich. Gertrud Luckner hat diesen Menschen eine Heimat geschaffen, so dass sie nun beruhigt und sorglos ihren Lebensabend verbringen können.

Wenn jemand 80 Jahre alt geworden ist, schaut er auf sein Leben zurück, meist lebt er fast völlig in der Vergangenheit. Gertrud Luckner hat für ihre Zukunft noch Pläne, sie möchte das Buch schreiben, auf das wir alle warten, einen Bericht über die Jahre der Verfolgung. Nur sie kann als eine Zeugin uns diesen Bericht geben, wohldokumentiert durch ihr Erleben und die vorliegenden Quellen. Wenn sie selbst über diese Jahre die wissenschaftliche Literatur liest, so pflegt sie meist zu sagen: »Es war doch alles ganz anders.« So wünschen wir ihr noch manches Jahr der Schaffenskraft. Angesichts dessen aber, was sie für unzählige Menschen gewesen ist, gibt es jedoch nur ein Wort, das wir ihr heute zurufen können und das durch die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille einen konkreten Ausdruck findet: Dank!

II Generalvikar Dr. Robert Schlund: Grusswort

Sehr verehrte Frau Dr. Luckner, mit Freude überbringe ich Ihnen den Gruss und die Glückwünsche unseres Erzbischofs, der in Rom bei der Bischofssynode weilte. Im Nachlass seines Vorgängers Erzbischof Conrad Gröber findet sich eine bemerkenswerte Notiz vom 6. Juni 1946, die den Satz enthält: »Ich selber bin Frau Dr. Luckner für ihre Tätigkeit besonders dankbar, weil sie seit März 1941 in meinem Auftrag und mit meinem Risiko tätig war.« Ihre zähe Tapferkeit, die kein Risiko scheute, um verfolgten jüdischen Menschen zu helfen und beizustehen, und die mutige Spontaneität des Erzbischofs gingen ein geheimes Bündnis ein, das Ihnen, wie ich weiss, in den schweren Jahren – auch im KZ – viel bedeutet hat.

Dieser Tage kam mir ein Sprichwort zu Gesicht, das wie Scheinwerferlicht die damalige Situation beleuchtet, in der Sie anders gehandelt haben:

»Es gibt auf der Erde drei Diebe:
Der eine ist die Antwort: Ich weiss es nicht.
Der andere ist die Antwort: Ich bin es nicht.
Der dritte ist die Antwort: Das geht mich nichts an.«
Sie haben anders gehandelt!

Vor Jahren notierte ich mir einen Text von Martin Buber, dessen Name die hohe Auszeichnung trägt, die Ihnen heute überreicht wird. Ich habe den Text für mich notiert. Sie haben ihn bewahrt. Er trägt die Überschrift: »Was ist zu tun?«: »Wer diese Frage stellt und damit meint: ›Was hat man zu tun?‹ – für den gibt es keine Ant-

wort. ›Man‹ hat nichts zu tun ... Wer sich damit genug tut, zu erklären oder zu erörtern oder zu fragen, was man zu tun habe, redet und lebt ins Leere. Wer aber die Frage stellt, den Ernst einer Seele auf den Lippen, und meint: ›Was habe ich zu tun?‹ – den nehmen Gefährten bei der Hand, die er nicht kannte und die ihm alsbald vertraut werden, und antworten: ›Du sollst dich nicht vorenthalten.« Die alte, ewige Antwort! Aber ihre Wahrheit ist wieder einmal neu und unberührt.

Du, eingetan in die Schalen, in die dich Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Wirtschaft, öffentliche Meinung und dein eigener Hochmut gesteckt haben, Mittelbarer unter Mittelbaren, durchbrich deine Schalen, werde unmittelbarer, rühre Mensch die Menschen an! Du sollst helfen. Jeder Mensch, der dir begegnet, bedarf der Seelenhilfe, jeder bedarf deiner Hilfe!«

Das ist es: Sie haben sich nicht vorenthalten!

Sie haben dabei auf den geschaut, der sich nicht vorenthalten hat.

Ich schätze mich glücklich, dass ich Ihnen, verehrte Frau Dr. Luckner, seit Jahren einen bescheidenen Dienst leisten durfte bei Ihrem zweiten Lebenswerk, das aus dem ersten erwachsen ist, dem Freiburger Rundbrief mit seinen »Beiträgen zur christlich-jüdischen Begegnung«. Franz Rosenzweig, der wohl grösste jüdische Denker im neuen Gespräch des Judentums mit der Christenheit, war es, der das in polemisch-apologetisches Aneinandervorbeireden abgesunkene Gespräch auf eine neue Basis gestellt hat. Dabei verlangte er nach seinen eigenen Worten nicht